

Hermann Eberhardt
„Kleider machen Seelsorger“
Vorwissenschaftliche Anmerkungen zu einem „äußerlichen“ Thema
(1979 im Kontext des Krankenhauspfarramts verfaßt
und mit Kollegen diskutiert)

Annäherung

Aus der Tanzstundenzeit ist mir noch erinnerlich, daß das Wort von dem „Sich-in-Schale-Werfen“ umging. „In Schale“ – da war man pik-fein. Das Äußere, die „Schale“ wurde mit Sorgfalt hergerichtet. Dazu gehörte das weiße Hemd und vor allem die Krawatte. Der Pullover war mit dem sonst ungewohnten Jackett vertauscht. Die Füße steckten in blankgeputzten Schuhen, die sich des vornehmen Ganges befleißigten. In Schale stellte ich einen „Herrn“ dar, konnte mich wohlgefällig als Partner der „Damen“ betrachten. Ich fühlte mich unreflektiert mit meinem Bild vom „Herrn“ identisch und genoß diese für die Tanzstunde angemommene Identität – sonst war es mit dem Herrn ja noch nicht so weit.

Inzwischen gehört die Tanzstundenzeit den Jugenderinnerungen an und geregeltes Pfarrereinkommen macht es längst möglich, eigene Kleidung nach Vorliebe und Laune zu bestimmen. Aber was ist der Kern der Schale, was sind die Gesichtspunkte, nach denen ich meinen „Anzug“ bewußt oder unbewußt wähle? Erst einmal auf die Spur dieser Frage gekommen, beginnt sie in verschiedenen Dimensionen reizvoll zu werden.

Die seelsorgerliche Dimension der Frage

In der mir bisher begehrenden Seelsorgeliteratur und -ausbildung habe ich zwar manches über nonverbale Zeichen und Kontakte gelesen und erfahren, aber eine explizite Reflexion über den Anzug des Seelsorgers kam darin nicht vor. Ist es so selbstverständlich, daß die Wahl der Kleidung, die ich trage, nicht zufällig ist und ein Reflektieren über den Anzug bereits im allgemeinen Reflektieren meines persönlichen oder des seelsorgerlichen Habitus aufgehoben ist? Oder verbirgt sich hinter dem Fehlen von ausdrücklicher Reflexion dieser Frage ein Rest idealistischer Abstinenz gegenüber der „Äußerlichkeit“ von Kleidung? Wie steht es mit seelsorgerlichen Attitüden? Welche Entscheidung habe ich getroffen, wenn ich mich so oder so gekleidet meinen Klienten präsentiere? Bei genauerem Zusehen ist es ja unverkennbar, daß ich dazu auch Feedback von eben diesen Klienten bekomme. Ich möchte behaupten, daß Kleider auch den Seelsorger machen. Je sicherer ich das für mich annehme, desto sicherer werde ich auch mit meiner seelsorgerlichen Identität bewußt umgehen können. Was ziehe ich an als einer,

der sich damit identifiziert, daß er Seelsorger ist und als solcher auch erfahren werden will?

Die theologische Dimension der Frage

Der Begriff „Anziehen“ weckt neutestamentliche Assoziationen. Der Überschrift vom Textil zur theologischen Frage mag zunächst befremden, im Sinne ganzheitlich orientierter Theologie scheint es mir erlaubt, wenn nicht sogar sinnvoll, ihn zu vollziehen. Im NT wird das Wort „Anziehen“ (,endysasthai‘) als Metapher zur Umschreibung eines ganzheitlichen Vorgangs gebraucht. Christsein heißt „den Herrn Christus angezogen haben“ (Röm 13,14). Wer getauft ist, hat „Christus angezogen“ (Gal 3,27). Hineintreten in die Seinsweise der Neuen Schöpfung kann das NT als „Anziehen des neuen Menschen“ (Eph 4,24; Kol 3,10) beschreiben. Und dieser Neue Mensch hat wiederum u.a. „herzliche Barmherzigkeit“ und „vor allem Liebe“ „angezogen“ (Kol 3,12.14). Endlich drückt Paulus das Hineinkommen in die Auferstehungswirklichkeit dadurch aus, daß er vom „Anziehen der Unverweslichkeit“ spricht (1.Kor 15,54).

Welche weiteren exegetischen Überlegungen auch angestellt werden mögen, die Verwendung des Begriffes „Anziehen“ für derartig wichtige Aussagen, wäre nicht möglich, würde im verwendeten Symbol des Anzuges nicht tiefere Einverständigkeit darüber zum Ausdruck kommen, daß das, was ich anziehe, durchaus Bedeutung für mich und für andere hat. Der Anzug hat etwas mit dem Wesen zu tun. In dem, was ich anziehe, kommt Wesen zum Ausdruck. Mir scheint, das Neue Testament gibt hier wieder, was jedermann erfahren kann – auch im Zeitalter der Jeans.

Der Anzug als nonverbale Botschaft

Der Christ soll „herzliches Erbarmen und Liebe“ anziehen. Die Kol 3 genannten Stücke „kleiden“ ohne Zweifel den Seelsorger recht und umschreiben wesentliche Elemente des seelsorgerlichen Habitus. Auf ihn kommt es an – selbstverständlich. Doch die Frage ist eben auch nicht unwichtig: Welcher Gestalt ist die nonverbale Botschaft meiner Kleidung, die ich in der leibhaften Begegnung vermittele? Hilft sie oder irritiert sie im Prozeß seelsorgerlicher Kommunikation, öffnet sie oder verstellt sie? In jedem Fall gibt meine Kleidung bewußt oder unbewußt, gewollt oder ungewollt, verdeckt oder offen Auskunft über mich. Diese Auskunft könnte z.B. auch die sein, daß ich über meine Kleidung bisher noch keine eigene Entscheidung getroffen habe, weil:

– meine Erziehung mir verbietet, sich mit solch „äußerlichen Dingen“ zu befassen oder von übernommenen Normen abzuweichen,

- ich vornehmlich damit beschäftigt bin, mich von der Vergangenheit abzusetzen, in der andere meine Kleidung bestimmten, und das Emanzipationsbedürfnis mich zu stark beansprucht, um frei mit der Kleidungsfrage umzugehen,
- ich meine Kleidung brauche, um mich zu verbergen, und darüber noch nicht nachdenken kann oder will.

Wie dem auch sei, die Frage nach meiner Identität und Authentizität führt auch an der alten Weisheit vorbei, daß Kleider Leute und Leute Kleider machen. Und ich selbst habe hier mehr in der Hand als mir bewußt sein mag.

Pastorsein – Pastoren–, „Tracht“

Ich bin Krankenhauspastor. Als Krankenhauspastor begegne ich auf Schritt und Tritt der Tatsache, daß ich von Menschen in eindeutiger Berufskleidung umgeben bin. Arzt und Schwester sind an ihrer Berufskleidung identifizierbar. Selbst der Lehrling in der Krankenhausverwaltung trägt einen weißen Kittel. Die Berufskleidung schafft einen selbstverständlichen Vertrauensbonus und verbirgt zugleich die Person. Sie garantiert so etwas wie die Möglichkeit, dem Patienten nahe zu kommen, ohne sich zu infizieren.

Für mich als Krankenhauseelsorger gibt es diese Berufskleidung, die Stütze und Schutz zugleich ist, nicht selbstverständlich. Beim Besuch im Krankenzimmer kann sich die seelsorgerliche Beziehung zunächst nur auf meine verbale Mitteilung, daß ich „Pastor“ bin, stützen. Unwillkürlich setzt diese Mitteilung bei meinem Gegenüber einen komplexen inneren Prozeß in Gang. Im Zusammenhang unserer Frage sind vor allem die Äußerungen interessant, in denen der Patient mir das Ergebnis des Vergleiches kundgibt, den er zwischen den in seinem Inneren gespeicherten Pastorenbildern und der von mir präsentierten Gestalt vom Pastor angestellt hat. Öfter höre ich, ich sei aber noch sehr jung, oder: ich sähe aber gar nicht wie ein Pastor aus. Wird sich in der ersten Mitteilung sowohl Freude als auch Enttäuschung über das Abweichen meiner Erscheinung von der erwarteten väterlichen Gestalt ausdrücken¹, so ist die zweite Äußerung zumeist positiv besetzt. Daß ich nicht wie ein Pastor aussähe, beinhaltet die Botschaft: „Du bist ja einer von uns. Daß Du ganz normal aussiehst, macht es mir leicht, mit Dir umzugehen und mit Dir wie mit Meinesgleichen zu reden“. Die der Rolle entsprechende signifikante Kleidung wird damit als Barriere gekennzeichnet. In jedem Fall gehört wohl zu ihr, daß sie korrekt und nicht leger ist. Dunkle, zumindest ernste Farben zeichnen sie aus. So wenig, wie die übliche Rollenerwartung zuläßt, daß der Pastor einen Witz erzählt oder nicht-stubenreine Ausdrücke zuläßt, so wenig wird erwartet, daß fröhlich-lockere oder gar saloppe Kleidung zu

1 Bei Luther ist das geistliche Amt ein Vater-Amt. Vgl. dazu auch Erkenntnisse der Religionssoziologie.

ihm gehören könnte. Die Erwartung ist auf die Distanz zwischen Autoritätsperson und einem Selbst, das Rede und Antwort zu stehen hat, programmiert. Brüderliche Nähe kommt in solchem Beziehungsrastrer nicht vor. Den erwarteten „Pastor“ kann man auf keinen Fall spontan streicheln. Seine korrekte Kleidung sagt deutlich das ‚noli me tangere‘. Die Entdeckung des Patienten: ‚Der Mensch, der sich da als Pastor vorstellt, sieht ja ganz normal aus‘, hat für mich zunächst die Bestätigung in sich, daß mein Anzug evtl. seinen Teil dazu beiträgt, negative (Rollen)-Distanz zu überwinden.²

Dem widerspricht nicht, daß es Situationen geben kann, in denen „offizielle“, d.h. Besonderheit unterstreichende Kleidung als seelsorgerlich geboten erscheint. Aus Seelsorgertätigkeit in der Psychiatrie habe ich in Erinnerung, daß vor allem geistig behinderte aber auch psychisch belastete Menschen sehr empfänglich auf sorgfältige (nicht saloppe) Kleidung reagierten. Daß von draußen der Pastor zu ihnen kam – als solcher auch an der besseren Kleidung erkennbar – bedeutete ihnen so etwas wie eine Aufwertung ihrer Person, ließ sie die Begegnung ansatzweise als Fest erleben. In einer Umgebung, in der das Normale gleichzeitig als bedrückend und armselig empfunden wird, kann die signifikante Andersheit der Kleidung belebend wirken. Es tut wohl, sich mit dem Seelsorger zu identifizieren, dessen Erscheinung sich deutlich von der tristen Umgebung abhebt. Genauer betrachtet bedeutet hier mein besserer Anzug so etwas wie die Bestätigung der Teilhabe am besseren Leben. Eine Botschaft, die allerdings nur dann ankommen und wirksam werden kann, wenn ich in meinem Verhalten auch Nähe wahr mache und damit Teilhabe möglich werden lasse. Brauche ich meinen Anzug zur Selbstbewahrung, dann wird das nicht gelingen. Distanz zur Situation darf in keinem Augenblick zum Alibi für Distanz zu dem Menschen werden, der mir da in schäbiger Kleidung gegenüber sitzt. Dieser Grundsatz erweist nach meiner Erfahrung – ich war im Zuge meiner Seelsorge-Ausbildung drei Monate JVA-Seelsorger – vor allem seine Evidenz in der Gefängnisseelsorge und kehrt die Folgerungen aus der Psychiatrie notwendig um. Wo ich mir fünf Türen aufschließen lassen muß, um zu einem Strafgefangenen zu kommen, da spüre ich von Tür zu Tür deutlicher, wie jede offizielle oder gehobene Note der Kleidung kommunikationshemmend wirken muß. Hier kann ich nicht teilgeben, hier muß ich teilnehmen. Und ich werde meine Bereitschaft dazu auch durch meine Kleidung ausdrücken. Doch zurück zu den Beobachtungen im Allgemeinkrankenhaus.

2 Daneben möchte ich freilich nicht überspringen, daß ich auf dem Vehikel dieser Intention unreflektiert auch sehr schnell in die negative Nähe billiger Verbrüderung gegen eine autoritär erlebte Pastorenkirche hineingeraten kann. Auch wenn ich Bruder bin, bin ich doch Pastor. Es ist wichtig, daß ich mir meiner Identität als Seelsorger bewußt bin und mein Pastor-Sein akzeptiere. Von daher werde ich mir überlegen, was ich von mir zum Ausdruck bringe, wenn ich z.B. verwaschene Jeans zu meinem Anzug wähle.

Mutatis mutandis verwirklicht sich für manche Patienten das Angebot belebender Teilhabe besonders über das Erlebnis des Pastors, der ihnen im Amtsgewand (Talar) begegnet. „Das war so schön, da waren Sie richtig Pastor“, schilderte mir eine einfache ältere Patientin ihr Erleben im Gottesdienst. Eine andere Patientin berichtet beglückt vom Gottesdienst, den sie vorgestern in der Kapeile erlebte, und fällt geradezu in Erstaunen, als ich ihr sage, daß ich selbst ja den Gottesdienst gehalten habe. Überhaupt geschieht es häufiger, daß mich Patienten vom Gottesdienst nicht wiedererkennen, obwohl ich regelmäßig vor dem Gottesdienst jeden Patienten an seinem Platz mit Handschlag begrüße und danach auch so verabschiede. Offenbar ist die Eigenaussage der Amtstracht – bei der entsprechenden Einstellung des Patienten – so gewichtig, daß sie sich von der Person des Pastors lösen oder diese zudecken kann. Für mich und mein Bemühen um Identität bedeutet dies nun aber grade nicht, daß ich mich von der entpersönlichenden Amtstracht distanzieren, sondern daß ich ihren Gebrauch in mein pastorales Selbstverständnis integriere. Ich bin auch in Zivil am Krankenbett „richtiger Pastor“, wenn ich ebenso selbstverständlich Talarträger sein kann. Jedenfalls halte ich das in der Zufriedenheit jener Patientin zum Ausdruck kommende Anliegen für legitim. Sie hatte sich meiner als „richtiger Pastor“ im Erleben des Talars vergewissern können. Der Talar ist halt die immer noch gängige Attitüde des Pastoren.³ Sich ihrer in Wahrnehmung des pastoralen Auftrags zu bedienen, kann m.E. durchaus als Gebot seelsorgerlichen Realismus’ verstanden werden. Der gleiche Realismus kann natürlich ebenso auch den Verzicht auf die Amtstracht begründen.

Ich werde hier jeweils genau hinsehen müssen. Habe ich (ältere) Menschen vor mir, denen das liturgische oder pastorale Gegenüber wichtig ist, oder begegne ich (jüngeren) Menschen, die in erster Linie nach Erfahrung brüderlicher Gemeinschaft dürsten? Ist es wichtig, die Atmosphäre von Kirche als immer schon bergender Heimat/Tradition spürbar werden zu lassen, oder gilt es, in erster Linie unmittelbares Miteinander hier und heute ins Erleben zu bringen? Nicht immer ergibt sich die Entscheidung selbstverständlich. Erfahrung hat mir jedoch gezeigt, daß es möglich ist, die anderen an dieser Entscheidung zu beteiligen.

Für mich selbst hat die Frage der Amtstracht ihre Spitze darin, ob ich beweglich genug bin, jeweils zu realisieren, welche Botschaft durch ihr Tragen oder Nichttragen vermittelt wird. Unpersönliche Distanz ist ebenso unseelsorgerlich wie aufdringliches Persönlichseinwollen. Es geht hier nicht nur um meine Wün-

3 Nicht von ungefähr erscheint in Bildwitzen der Pastor regelmäßig auch in gänzlich amtshandlungsfremden Situationen im Talar. Der Anachronismus dieses Gewandes aus dem 16. Jahrhundert wirkt um so aufreizender. Es wäre schon schön, wenn sich die Kirche eines Tages darauf besänne, eine angemessenere Amtstracht zu kreieren. Zu einseitig wird durch das alte Gelehrtengewand der Ernst des ‚recte docetur‘ präsentiert. Doch vielleicht mag es bis dahin ein wenig trösten, daß Britische Richter immer noch eine Perücke tragen müssen.

sche. Die Entscheidung geschieht im Dialog mit der Situation. Offenheit dafür scheint mir ein Kriterium zu sein, an dem ich zu ermessen vermag, wie weit ich mit meiner pastoralen Identität im Reinen bin.

Seelsorgersein – Seelsorger-Tracht

Bisher habe ich die Frage des Anzuges vor dem Hintergrund des Umstandes betrachtet, daß ich als Pastor Seelsorger bin. Nun scheint es mir reizvoll, allgemein seelsorgerliche Aspekte der Kleidung ausdrücklich in den Blick zu nehmen. Dazu möchte ich zunächst auf bereits Angeklungenes zurückgreifen.

Wie Patientenvoten zeigen, gehört für viele – vor allem weniger kirchennahe – Mitmenschen zum Bild vom Pastor die Erwartung einer gewissen Distanz⁴. Dieser Erwartung entspricht auch die Vorstellung eines distinguierten Anzuges. (Wenn es feierlich wird und wenn „man“ was darstellt, dann kleidet „man“ sich in einen Anzug – bis hin zum schwarzen Frack, blütendweißem Hemd und Zylinder). Vornehme – normierte – Kleidung und Distanz gehören zusammen. „Zu Hause“, da, wo Nähe und Selbstverständlichkeit gelten, sieht das anders aus. Da wird die Krawatte abgelegt und die Tuchjacke mit dem Pullover oder der Wolljacke vertauscht, wenn man nicht überhaupt hemdsärmelig bleibt. Farben, die Spaß machen, verlebendigen das Bild. Cum grano salis läßt sich sagen: Je weniger normiert und intimer die Atmosphäre, desto weicher und um Verhüllung unbesorgter die Kleidung.

Für Krankenhausinsassen z.B., d.h. Menschen, die einander zwangsläufig in Bett- oder Hauskleidung begegnen, ergibt sich sehr schnell die Erfahrung von Nähe. Es soll jetzt nicht weiter reflektiert werden, wie Patienten auch unter diesem Umstand leiden können. Manch einer vermißt schmerzlich die vertrauten Möglichkeiten, sich unerwünschter Nähe zu entziehen. Die Situation im Krankenhaus disponiert ungefragt zu Offenheit und Vertraulichkeit. Da bleibt kaum eine Wahl. Im Krankenhaus ist „man“ auf Nähe eingestellt. Um so deutlicher wird dann auch empfunden, wie einem der Seelsorger begegnet, von dem ja Bereitschaft zur Nähe erwartet werden kann. Je „zugeknöpfter“ und steifer seine Kleidung ist, desto krasser wird sie sich von der Situation der Patienten unter-

4 Dies macht klarer als vielleicht erwünscht deutlich, daß die im kirchlichen Sprachgebrauch übliche Gleichsetzung von Pastor und Seelsorger nicht unbedingt den kirchensoziologischen bzw. allgemeingesellschaftlichen Gegebenheiten entspricht – es sei denn: „Seelsorge“ versteht sich ungebrochen von einer paternalistischen Beziehungsstruktur her: Dementsprechend hat die traditionell orientierte Seelsorge denn auch Schwierigkeiten mit dem Konzept klientenzentrierter Seelsorgearbeit. Der Auftrag zeitgemäßer Seelsorgearbeit dürfte nicht zuletzt auch dahin gehen, in ihrem Vollzug ein neues Pastorenbild entstehen zu lassen. Dieses Bild wäre – verkürzt gesagt – weniger an Gott-Vater als an Christus, dem Bruder, orientiert.

scheiden, desto stärker wird Distanz erlebt werden. Das aber bedeutet zwangsläufig, daß auch der Anmarschweg zu vertraulicher Kommunikation länger wird.

Natürlich wird in der Krankenhaussituation nur etwas besonders deutlich, was für jede seelsorgerliche Konstellation gilt. Daß gerade zur seelsorgerlichen Beziehung auch Distanz gehört, steht für mich außer Frage. Auch daß die Botschaft, die ich mit meiner Kleidung vermittele, zu meinen persönlichen Möglichkeiten im Umgang mit Nähe und Distanz stimmen muß, setze ich voraus. Das Angebot von Nähe und Wärme ist für die seelsorgerliche Beziehung konstitutiv. Es wird sich dort, wo ich mit meinem seelsorgerlichen Auftrag identisch werde, geradezu selbstverständlich auch in der Wahl meiner Kleidung niederschlagen. So konnte ich an mir selbst beobachten, wie sich mit den Jahren ein zunehmender Widerwillen gegen geschlossenes Bügelhemd, Krawatte und Jackett als Dienstkleidung einstellte. Aus peripheren Gründen einmal doch wieder in diesen Anzug „zurückgefallen“, wurde ich von Mitarbeitern des Krankenhauses sogleich angesprochen: Ob ich etwas vorhätte oder auf diese Weise gar heimlich meinen Geburtstag begehe, daß ich so fein angesogen sei? Ich ergriff die Gelegenheit zum Feedback und erfuhr alsbald: „Sie sehen so zwar gut aus, aber anders mögen wir Sie lieber ... das ist vertrauter ... näher.“ Ein Patient, der längere Zeit stark unter Depressionen gelitten hatte und starke Sehnsucht nach Nähe und einem verständnisvollen Freund empfand, streichelt mir über den Arm und sagt: „Als ich sie kommen sah, da hatte ich das Gefühl: ‚Mit dem kannst Du reden‘.“ Klientenzentrierte Kleidung des Seelsorgers? Warum nicht?!

Wenn ich als Seelsorger Interesse daran habe, Körpersprache zu verstehen, dann werde ich an der Sprache der Kleidung nicht vorbeisehen und in den Prozeß meiner Selbsterfahrung auch die Erfahrung meines Umgangs mit Kleidung einbeziehen: Wie fühlt sich die „Schale“ an, in die ich „mich werfe“? Ist sie steril oder lebendig, hart oder weich, glatt oder rau, stachelig oder geschmeidig? Weil jeder seine eigene Haut hat, wird auch die Schale darum je eigen sein müssen. Abgucken läßt sich da wenig, aber mit dem Nachfühlen, wie nahe meine Schale meiner Haut ist, damit kann ich beginnen. Und ich bin davon überzeugt, daß dies auch eine wichtige Seite meiner Selbstfindung als Seelsorger ist. Zum Habitus gehört eben auch der Habit.

Textile Logik – zum Ausprobieren

Nähe =	Keine Angst vor Berührung. Ich bin einer, den man auch gerne anfassen mag: Weicher Stoff, Cord, Jersey, Strickjacke, Niki, Wildleder
Wärme =	Farben, die Wärme geben: Braun, Grün, dunkles Rot, Beige, Oliv

Distanz = Berührung macht mich unsicher. Ich mag mich nicht streicheln lassen: Scharfer Schnitt des Anzuges, glatter Stoff, perfekte Bügelfalten, keine Muster, Nappaleder

Kühle = Farben ohne Wärme: Schwarz, Weiß, (dunkel)Blau, Stahlgrau

Offenheit = Offener Kragen, Rollkragen (?), Sandalen, unbedeckte Unterarme

Zugeknöpftheit = Steifes Oberhemd, Weste unter der Jacke, Krawatte, Fliege.